

Kampf und Widerspruch

Hauer, Dirk

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hauer, D. (2020). Kampf und Widerspruch. [Rezension des Buches *Migration als soziale Praxis: Kämpfe um Autonomie und repressive Erfahrungen*, von C. Resch, & T. Wagner]. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 40(156), 115-120. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-91830-7>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kampf und Widerspruch

Über: *Christine Resch/Thomas Wagner*
 2019: *Migration als soziale Praxis. Kämpfe um Autonomie und repressive Erfahrungen*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. ISBN: 978-3-89691-269-5, 258 Seiten, 28,00 €.

Ein Buchtitel wie *Migration als soziale Praxis* scheint auf den ersten Blick eigentlich banal, denn was soll Migration sonst sein als eine kollektive und damit soziale Praxis. Doch angesichts eines gesellschaftlichen und politischen Mainstreamdiskurses, der nach 2015 einmal mehr eher Naturkatastrophen („Flüchtlingswelle“) oder Zusammenbruchsszenarien („Flüchtlingskrise“) aufruft, macht die Betonung von Flucht und Migration als sozialer Praxis durchaus Sinn, zumal wenn im Untertitel „Kämpfe um Autonomie und repressive Erfahrungen“ hervorgehoben werden. Entsprechend umreißen Christine Resch und Thomas Wagner als Herausgeber*innen die Perspektive dieses Sammelbandes: Ihnen geht es um eine Perspektive „von unten“, um Migration als eine Praxis von Kämpfen um Zugehörigkeit, um Teilhabe und Zugang zu Ressourcen, um die Bedeutung dieser Kämpfe in konfliktiven gesellschaftlichen Transformationsprozessen und um die Rolle und Positionierung der sozialen Arbeit in diesen Konflikten.

Der von Resch und Wagner präsentierte Sammelband enthält insgesamt 13 Beiträge unterschiedlicher Autorinnen und Autoren mit unterschiedlichen Schwerpunkten. Jörg Reitzig, Hans-Ulrich Dahlmann und Ellen Bareis/Thomas Wagner beleuchten zunächst verschiedene Aspekte einer Makro-Perspektive der Einbettung von Migrationsbewe-

gungen in politökonomische Kontexte, in die Funktion und Wirkung der (nationalstaatlichen) Regulierung von Grenzen sowie in eine Konzeptionalisierung von Migration als soziale Praxis der gesellschaftlichen Veränderung, die auch die soziale Arbeit nicht unberührt lässt. In einem zweiten Block thematisieren Margit Mayer, Charlotte Jurk/Katja Reincke/Christine Resch sowie Sylvia Löffler die Rolle von Städten und urbanen Räumen im Migrationsprozess. Sie weisen dabei aus durchaus unterschiedlichen Perspektiven den urbanen Konflikten, den Kämpfen um ein „Recht auf Stadt“ eine besondere Rolle und auch eine besondere emanzipatorische Chance zu. In einem dritten Block werden Aspekte von Gesundheit und Gesundheitswesen im Zusammenhang mit Migration und Rassismus diskutiert. Während Regina Brunett der rassistischen Strukturierung von Gesundheit und Gesundheitsversorgung in Dominanzkultur und Gesellschaft nachspürt, diskutiert Amra Rapp-Ibrasimovic unterschiedliche Dimensionen von Trauma und Traumatisierung im Zusammenhang mit Fluchterfahrungen und (repressiven) Aufnahmebedingungen. Agnieszka Satola beschließt diesen Abschnitt mit der Untersuchung von Live-in-Arrangements und der prekären/irregulären Beschäftigung polnischer Arbeitsmigrantinnen in der häuslichen Pflege. Der letzte größere Abschnitt des Buches thematisiert die Rolle der sozialen Arbeit in Migrationsprozessen. Unter Rückgriff auf Tobias Piepers Analyse der Ausreisezentren der 1990er Jahre fokussiert Sebastian Muy auf die seit 2018 neu etablierten Ankerzentren und die Rolle der Träger sozialer Arbeit in diesen Lagern. Lisa Kipphan und Urs Südhof analysieren in Interviews mit minderjährigen unbegleiteten Flücht-

lingen das Spannungsverhältnis zwischen Abhängigkeit und Eigensinn in ihrem Alltag in den Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe. Abschließend beschreiben Arnd Götzmann und Thomas Wagner die vielschichtigen und oft widersprüchlichen Zusammenhänge zwischen individuellen und kollektiven Ermächtigungsprozessen zwischen migrantischen Communities einerseits und Migrant*innen in der sozialen Arbeit andererseits. Den Abschluss des Sammelbandes bildet ein Ausflug in die Kulturkritik: Christine Resch bespricht den Roman „Gehen, ging, gegangen“ von Jenny Erpenbeck sowie das Buch „Hass und Hoffnung“ von Markus Metz und Georg Seeßlen.

Migration als soziale Praxis liefert eine Fülle sehr unterschiedlicher Impulse und Denkanstöße, manche überzeugend und plausibel, andere weniger. Wie viele Sammelbände ähnelt auch dieser eher einem „Kessel Buntes“, als dass eine These durchgängig und stringent entwickelt werden würde. Das gilt auch für die im Vorwort angekündigte „Perspektive von unten“. Bestenfalls schlaglichtartig, statt systematisch liefern die einzelnen Beiträge in ihrer thematischen und konzeptionellen Unterschiedlichkeit dafür Material. Auf der konzeptionellen Ebene am explizitesten vorgetragen wird die „Perspektive von unten“ wohl von Ellen Bareis und Thomas Wagner, die sich dabei hauptsächlich auf den Ansatz von der „Autonomie der Migration“ beziehen, wie er vor allem durch Manuela Bojadžijev entwickelt worden ist.¹ Danach sind Flucht und Migration in erster Linie bewusste End-

scheidungen von Menschen mit eigenen, u.U. sehr unterschiedlichen Motiven, die aber im Kern immer wieder um die Sehnsucht nach einem besseren Leben kreisen. Die unterschiedlichen Grenzregimes und Migrationspolitiken sind in dieser Perspektive in erster Linie eine Reaktion auf Migrationsbewegungen und der Versuch, diese zu kontrollieren. Migration als „kreative Kraft“ verändert aber auch Gesellschaften als Ganzes. Bareis/Wagner betonen zu Recht, dass die Praxen der Migration nur als Kämpfe um Aneignung und Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen angemessen verstanden werden können. Damit sind sie aber stets auch Kämpfe um innergesellschaftliche Grenzziehungen und Ausschließungen. Soweit ist Bareis/Wagner unbedingt zu folgen. Das Problem liegt dort, wo die „Autonomie der Migration“ als „kreative Kraft“ verabsolutiert bzw. zumindest überstrapaziert wird. Zum einen können soziale Praxen und soziale Kämpfe durchaus auch ein hässliches Gesicht haben. Zum anderen – und das ist m.E. entscheidender – interpretieren Bareis und Wagner die soziale Praxis der Migration nicht nur als Anspruch von Migrant*innen, für sich selbst Rechte einzufordern zu können, sondern sie sehen in der Migration eine direkte Aneignung von Bürgerrechten (S. 63). Wie problematisch dieser trügerische Kurzschluss sein kann, hat Hans-Ulrich Dahmann in seinem Beitrag plausibel dargelegt. Das Recht, Rechte zu haben (Hannah Arendt) ist durch den Prozess der Migration keineswegs verwirklicht. Es muss vielmehr selbst erkämpft werden und ist dabei unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen notwendigerweise an nationalstaatliche Vermittlung gebunden. Nur Nationalstaaten können (Bürger-)Rechte justiziabel vergeben.

1 Bojadžijev, Manuela (2008): Die windige Internationale. Rassismus und Kämpfe der Migration, Münster

Dieser Einwand bezieht sich auch auf den eigentümlichen Stadtoptimismus, der sich sowohl bei Bareis/Wagner als auch bei Margit Mayer und bei Jurk/Reinke/Resch findet. Es ist wenig überraschend, dass Städte zentrale Ankunftsorte von Migrationsbewegungen waren und sind, und entsprechend sind es natürlich auch Städte, in denen migrantische Kämpfe um Rechte und Ressourcen oft kulminieren. Doch warum diese urbanen Kämpfe eher zu tatsächlichen Teilhaberechten führen sollen, können die genannten Beiträge nicht belegen. Mayer und Jurk et al. beziehen sich dabei explizit auf die jüngsten Kämpfe von Geflüchteten etwa in Hamburg oder Berlin. Doch die (implizite) These, dass diese tatsächlich neue Rechtsansprüche durchgesetzt hätten, können sie dabei nicht belegen oder auch nur plausibel machen. Dort, wo diese Kämpfe zumindest ansatzweise erfolgreich waren, beruhen diese Erfolge eher auf inoffiziellen Abereements mit Politik und Verwaltungen in der Interpretation ausländerrechtlicher Spielräume denn auf echten Rechtspositionen und sind entsprechend prekär. Das spricht nicht gegen diese Auseinandersetzungen, sondern eher für eine sorgfältigere Analyse der realen sozialen und politischen Rahmenbedingungen in den (deutschen) Großstädten. Weder lässt der deutsche Föderalismus den Städten und Kommunen die notwendigen Spielräume für die Gewährung tatsächlich justiziablem Rechtspositionen, noch fallen die Städte in Deutschland wesentlich aus dem allgemeinen politischen Rahmen. Sie stehen keineswegs a priori für mehr Liberalität. Dies wird besonders im Umgang mit der so genannten Armutszuwanderung aus EU-Staaten deutlich, dem Thema des Beitrags von Sylvia Löffler. Hier war es der Deutsche Städtetag, der 2012 in

einem Brandbrief genau die sozialen und aufenthaltsrechtlichen Ausgrenzungsstrategien und -politiken gefordert hat, die dann auf der bundesgesetzlichen Ebene sowie insbesondere von städtischen Verwaltungen exekutiert worden sind². Vorreiter war dabei vor allem der rot-grüne Senat in Hamburg, der aus seinem sozialen Ausgrenzungswillen gegenüber Armutszuwanderer*innen nicht nur kein Hehl gemacht hat, sondern dabei aufenthaltsrechtliche Maßnahmen wie die gezielte Überprüfung des Freizügigkeitsrechts bundesweit als erstes exekutiert hat. Löfflers Beschreibung solcher Ausgrenzungspolitik am Beispiel Mannheims ist durchaus instruktiv. Dabei ist der von ihr behauptete institutionelle Antiziganismus zwar naheliegend, aber zumindest in dem von ihr präsentierten Material nicht wirklich nachgewiesen. Man darf gespannt sein, ob und inwieweit ihr dieser Nachweis in dem von ihr skizzierten Forschungsprojekt überhaupt gelingen kann. Ausgehend von den Hamburger Erfahrungen richten sich die repressiven Maßnahmen der Sozialverwaltungen und Innenbehörden vor allem gegen Bürger*innen aus Polen, Bulgarien und Rumänien, weil es sich dabei um die quantitativ relevantesten Zuwanderungsgruppen handelt. Man kann dabei vielleicht einen verdeckten Antiziganismus vermuten, aber zumindest anhand von Senatsdrucksachen, Presseerklärungen, Verwaltungsanweisungen und ähnlichen Dokumenten lässt sich dieser nicht nachweisen.

Ein Sammelband zum Thema Migration als soziale Praxis und die damit verbunde-

2 Schreiben des Deutschen Städtetages an Bundesinnenminister Friedrich vom 20.4.2012

nen Kämpfe um Rechte, Teilhabe Grenzbeziehungen und Ausschließungen muss sich direkt oder indirekt mit den Facetten von Dominanzkultur und Rassismen auseinandersetzen. Das tut der vorliegende Band auch. Allerdings enthält er genau an dieser Stelle auch den problematischsten Text. In ihrer Untersuchung rassistischer Diskriminierung im Bereich von Gesundheit bezieht sich Regina Brunett auf Ansätze von Critical Whiteness und produziert damit eine sowohl problematische wie auch unnötige Engführung von Rassismus. Es ist hier nicht der Platz und Ort für eine detaillierte Kritik von Critical Whiteness, aber einige Aspekte sollen an diesem Beispiel benannt werden. Brunetts Eingangsthese, dass Zugänge zu Gesundheitsversorgung, Häufigkeiten und Arten von Krankheitsbildern oder selbst die Definition von Krankheit/Gesundheit dominanzkulturell und rassistisch strukturiert sind, ist dabei unbestritten. Ihre Verkürzung von rassistischen Strukturen auf den Gegensatz von weiß und schwarz ist dabei aber selbst für das Ursprungsland von Critical Whiteness nicht überzeugend. Weder wird die soziale Lage mitreflektiert, die gerade im US-amerikanischen Gesundheitssystem ein entscheidender Faktor ist³, noch gehen rassistische Strukturen im Gegensatz von weiß und schwarz auf – es sei denn, Native Americans, Latinos oder

Menschen aus dem Nahen und Mittleren Osten werden pauschal unter „schwarz“ subsumiert⁴. Dies gilt noch in viel stärkerem Maße für Europa, wo sich rassistische Wertungen vor allem an der Herkunft (etwa Türkei, „Orient“), an der Religion (antimuslimischer Rassismus) oder allgemein an einer (konstruierten) Ethnie (Antiziganismus) festmachen. Nicht nur passt die Geschichte und Gegenwart rassistischer Diskriminierung nicht in das enge Korsett eines Farbgegensatzes, vielmehr ignoriert eine solche Fokussierung auch die antirassistischen Kämpfe von Nicht-Schwarzen und führt in eine identitätspolitische Sackgasse.⁵ Es ist unbestritten, dass in rassistisch strukturierten Gesellschaften die Hautfarbe ein Faktor bei gesellschaftlichen Ein- und Ausschlussmechanismen sein kann und dass dies immer mitreflektiert werden muss. Eine Reduzierung von Rassismen auf Hautfarbe und dazu auf ein einziges binäres Gegenüber ist aber sowohl analytisch wie auch politisch falsch.

Die Stärke von *Migration als Soziale Praxis* liegt weniger in der Theoretisierung

3 So kann mit Fug und Recht gefragt werden, ob der entscheidende Nexus nicht „schwarz und arm“ ist und ob beim Zugang zu Gesundheitsversorgung das Armutskriterium nicht letztlich dominiert. Angehörige der weißen Unterklassen („white trash“) in den USA dürften kaum bessere Zugänge haben als People of Color *an sich*.

4 Critical Whiteness ist vor dem Hintergrund der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung in den 1960er Jahren entstanden und in der – theoretischen wie praktischen – Auseinandersetzung mit der Sklaverei. Dabei ist der Blick auf den Völkermord an der indigenen Bevölkerung der Amerikas genauso unscharf wie etwa die massive und unbarmherzige Ausbeutung und Diskriminierung von Chines*innen im 19. Jahrhundert.

5 Diese Kritik ist u.a. von Mitgliedern von *Kanak Attac* vorgebracht worden; vgl. „Decolorise it!“, *analyse & kritik*, Nr. 575, 21.9.2012 und „Dimension der Differenz“, *analyse & kritik*, Nr. 584, 21.6.2013

und Konzeptionalisierung, sondern vor allem dort, wo im Detail und in Fallstudien die Komplexität und Widersprüchlichkeit individueller und kollektiver Praxis nachgezeichnet wird. Dies gilt z.B. für Agnieszka Satolas Analyse der Live-in-Szene polnischer Pflegekräfte, für die Untersuchung von Rapp-Ibrasimovic zu „Trauma als Prozess“ oder für Sebastian Muys Text zu der widersprüchlichen Rolle sozialer Arbeit in AnKER-Zentren. So begnügt sich z.B. Satola nicht nur mit der Analyse polnischer Pflegearbeiter*innen als Betroffene eines ebenso ausgefeilten wie informalisierten Ausbeutungssystems prekärer Arbeit. Sie beschreibt auch die Kommunikations- und Kooperationsstrukturen, mit denen die Pflegearbeiter*innen sich und ihre Arbeit organisieren – und sei es zum Zwecke der Sicherung von Nischen oder zur Abwehr von Konkurrenz.

Am Beispiel der AnKER-Zentren thematisiert Sebastian Muys die Rolle Sozialer Arbeit in Lagersystemen. In einem solchen Szenario ist das Verhältnis zwischen Lagerordnung und Sozialer Arbeit entweder konfrontativ oder eines der Unterwerfung, eine Ambivalenz, ein „Graubereich“ ist unter diesen Bedingungen kaum auszumachen. Lager sind auf Funktionalität getrimmt, Soziale Arbeit muss sich dieser Funktionalität beugen und wird im Zweifelsfall auch abgestraft. Gleichzeitig ergeben sich in einer Lagerwirklichkeit Konstellationen, in denen die Machtbefugnisse und das Agieren einzelner Mitarbeiter*innen nicht oder kaum noch unabhängig kontrollierbar sind. In der Konsequenz gerinnen Soziale Arbeit und Lagerverwaltung zu einem „institutionellen Block ohne Widersprüche“. Für die Geflüchteten ist die Soziale Arbeit damit tendenziell auch „Feind“, man kann niemandem vertrauen.

Im Gegensatz zu einer eher klinischen Sichtweise deutet Rapp-Ibrasimovic Trauma nicht als einzelnes, klar abgrenzbares individuelles Ereignis, sondern im psychosozialen Kontext als Prozess. Folglich untersucht sie bei traumatisierten Geflüchteten auch nicht nur einzelne traumatische Fluchterfahrungen, sondern nimmt auch die Faktoren in den Blick, die auf eine traumatische Erfahrung folgen. Entsprechend rücken die Erfahrungen im Exil, in der Aufnahmesituation, im „Integrationsprozess“ etc. in den Fokus. Die herrschende Praxis im Umgang mit Geflüchteten kann dann als Fortsetzung des Traumas diagnostiziert werden, und die Bearbeitung von Traumata ist nicht nur eine klinische, sondern auch eine politische Aufgabe.

Die im Vorwort angemahnte „Perspektive von unten“ wird aber am deutlichsten von Lisa Kippahn und Urs Südhof sowie von Arnd Götzelmann und Thomas Wagner exemplifiziert. Während Kippahn/Südhof minderjährige unbegleitete Flüchtlinge interviewt haben und dabei eine „Perspektive von unten“ auf die Aufnahmegesellschaft wie auch auf die Vermittlungsinstanz Kinder- und Jugendhilfe zum Ausdruck bringen, analysieren Götzelmann/Wagner den komplexen Zusammenhang zwischen migrantischen Communities und ihren Selbstermächtigungskämpfen einerseits und den biografischen und arbeitsalltäglichen Erfahrungen einzelner Sozialpädagog*innen und Sozialarbeiter*innen mit eigener Migrationsgeschichte. Kippahn/Südhof zeigen in der Analyse ihrer Interviews, dass minderjährige unbegleitete Flüchtlinge keineswegs nur vulnerabel sind, sondern immer auch autonome Subjekte mit Erfahrungen und Kenntnissen, die sie durchaus „eigen-sinnig“ für ihre Ziele und Sehnsüchte einsetzen. Die Autor*innen knüpfen hier ganz

bewusst auf Henri Lous Seukwas „Habitus der Überlebenskunst“ an. Natürlich sind minderjährige unbegleitete Jugendliche in besonderer Weise vulnerabel. Sie erleben daher die Angebote der Kinder- und Jugendhilfe durchaus als Stärkung, Chance und Ressource. Gleichzeitig haben diese Jugendlichen aber auch ein sehr deutliches Bewusstsein von den Abhängigkeitsverhältnissen und Normierungen, die mit diesen Angeboten verbunden ist. Kippahn und Südhoff beschreiben sehr eindrücklich, wie Jugendliche sich in diesem Spannungsverhältnis „eigensinnig“ bewegen – auch dort, wo sie gesellschaftlich dominante Deutungsmuster und Verhaltensweisen scheinbar adaptiert haben.

Ähnlich differenzierte Bilder zeichnen Götzelmann und Wagner in den biografischen Interviews mit Sozialpädagog*innen. Die eigene Biografie, die Familiengeschichte und die Ein- und Ausschließungen, die Migrant*innen im „Integrationsprozess“ (genauer: in ihren kollektiven Auseinandersetzungen um Anerkennung, Teilhabe und Bürgerrechte) sind dabei in vielfältiger, teilweise sehr subtiler und oft auch gebrochener Weise miteinander verwoben. Götzelmann und Wagner können so sehr eindrücklich ihre These vom „konstitutiven Widerspruch

von Ver- und Entbürgerlichung“ in der Sozialen Arbeit plausibel machen. So wird aus der Perspektive von in der Sozialen Arbeit tätigen Personen deutlich, dass Soziale Arbeit im Kapitalismus natürlich systemimmanent agiert und keineswegs ein Hort des Widerstandes ist. Gleichzeitig gehorcht sie aber auch nicht einfach Befehlen oder Ansagen irgendwelcher Kommandohöhen. Auch hier ist das Zusammenspiel von Unterwerfung und Aufbegehren, von Anpassung und Widerstand hoch komplex, widersprüchlich und oft genug diffus. Und genau das kommt in den Biografien deutlich zum Ausdruck.

Angesichts der Vielzahl und der Unterschiedlichkeit der Beiträge fällt es schwer, abschließend ein schlüssiges Fazit zu ziehen. Am ehesten bleibt der Eindruck einer Zusammenstellung von Texten, deren konzeptioneller roter Faden nur manchmal erkennbar ist und die man vielleicht weniger als theoretisch-konzeptionelle Grundierung einer These lesen sollte, sondern eher als – teilweise problematische, teilweise aber auch sehr instruktive – Spotlights auf eine in der Tat immer noch immer noch unterbelichtete kollektive Praxis: Migration.

Dirk Hauer

E-Mail: hauer@diakonie-hamburg.de